

Rode Léw wäch!

Kleines Land - große Aufgaben

Luxemburg, Ende Januar

Klein-Paris steht sozusagen in unsichtbaren Balkenlettern über dieser Bahnhofstraße. Klein-Paris, Vorstadt-Paris die Läden und die Schaufenster, ein wirbeliges Kunterbunt von tausend ausgestellten Sachen und Säckelchen, jedes säuberlich mit einem französischen Preiszettel versehen. Klein-Paris auch die Restaurants mit ihren langen Polsterbänken und kleinen Einmännchen davor. Doch halt, Die Fleischgerichte sind reichlicher als in Paris, und überreichlich Kartoffeln und Gemüse werden gleich mit dem Braten serviert; beim Dessert spielen Kuchen und Waffeln eine Rolle und ein Wandplakat preist frische Seemuscheln an: das alles ist nicht mehr Paris, eher Brüssel. Die Konditorei daneben — fast überall „daneben“ steht hier eine Konditorei —, das wiederum ist Burgund, Nancy vielleicht. Die Zigaretten sind belgisch wie das meiste umlaufende Papiergeld. Schon an solchen kleinen Anzeichen spürt man, daß man sich hier in Luxemburg an einer Wegkreuzung zwischen West, Ost, Süd und Nord befindet.

Die Fernstrahlung von Paris her überdeckt weithin die brabantisch-belgischen und burgundisch-lothringischen Einschläge. Nur einen Einschlag sucht man hier in der Bahnhofstraße von Luxemburg vergeblich, den deutschen. Einsprachig französische Straßentafeln. Nur französische Firmenschilder. Nur französische Vornamen vor fast nur deutschen Familiennamen. Nur französische Speisekarten, Theaterzettel, Fahrpläne.

In den Läden und Kaffeehäusern wird man als erkennbarer Fremder französisch angesprochen. Mit den Stadtkunden aber spricht die Verkäuferin das moselfränkische „Letzeburgisch“. Die Rechnung allerdings addiert die Verkäuferin in einem halblaut gemurmelt, aber doch klar erkennbaren Hochdeutsch. Natürlich bedient sie, wenn es gewünscht wird, auch hochdeutsch, nicht gerade unfreundlich, aber doch mit deutlich geäußertem Erstaunen darüber, „daß es das auch schon wieder gibt“. Und spricht sie Hochdeutsch, dann nur mit dem unverkennbar französischen Zungenschlag, der so gar nicht zu ihrer letzeburgischen Heimsprache paßt.

Das Bild ändert sich leicht, sowie man in die Altstadt kommt, „Winterschlussverkauf!“ knallt es mir in großen Plakaten entgegen. Darunter in gewohnt schlechtem Werbe-Deutsch: „Einmalig herabgesetzte Preise!“ Je billiger der Laden und einfacher die Ware, desto öfter wird sie deutsch angepriesen. Hier stößt man auch auf gedrucktes Letzeburgisch: „Mi wel handlong“ heißt die Möbelhandlung „Rode Léw, wäch! Mir wölle bleiwe, wat mir sin!“ mahnt ein Wandspruch unter dem Landeswappen mit dem roten Löwen.

Aber die hochdeutschen Warenhausplakate und die letzeburgischen Erkersprüche in der Altstadt wirken doch nur wie abgeblätterte Naturholzflecken auf einer dick mit französischem Firnis überstrichenen Louis-seize-Kommode. Das Offizielle und die geschriebene Regel ist in ganz Luxemburg das Französische. Seit der triumphalen Heimkehr der großherzoglichen Familie in kriegsmäßigen Jeeps der Alliierten erscheinen die Gesetze, Verordnungen und öffentlichen Ankündigungen nur noch einsprachig französisch. Die offizielle Dienstsprache aller Behörden, auch der Gerichte, ist das Französische. Im Parlament debattiert man — ja nach Laune und Vermögen — französisch oder letzeburgisch. In den Kirchen aber predigen die Priester vorwiegend hochdeutsch, und auch die Zeitungen erscheinen deutsch — mit einigen eingestreuten offiziellen Beiträgen in Französisch und Vereinsankündigungen, Heimatgedichten und Kleininseraten auf letzeburgisch.

Schatten einer bösen Zeit

Die Vermutung, daß hier eine Minderheit oder Mehrheit mit französischer Muttersprache Sprachtotalität spielt, ist falsch; denn es gibt praktisch keinen Luxemburger mit französischer Muttersprache mehr, seit die letzten kleinen wallonischen Sprachinseln schon vor Jahrzehnten im Letzeburgischen aufgegangen sind. Das Land ist also der Muttersprache nach einsprachig, durchweg moselfränkisch, von fast genau der gleichen dialektischen Klangfärbung, wie sie auch jenseits der Lauter in der deutschen Pfalz gesprochen wird.

Warum die Luxemburger ihre moselfränkische Heimsprache aber um keinen Preis als Deutsch bezeichnet wissen wollen, hat seinen Grund in dem politischen Getöse, das den Menschen heute noch in den Ohren nachklingt. Dieses Getöse hatte in Luxemburg zwischen 1940 und 1945 die deutsche Zivilverwaltung unter Gauleiter Simon verübt. Damals wurden die „volksdeutschen Brüder“ Luxemburgs mit solch stürmischen Vaterfreuden an die deutsche Brust gedrückt, daß ihnen die Knochen im Leibe zerbrochen wurden.

Heute vermeidet es jeder gebildete Luxemburger aus Höf-

lichkeit, den deutschen Gast an diese böse Zeit zu erinnern. Aber vergessen und vergeben ist noch lange nicht, daß ein Jahrzehnt vorher das „Bekenntnis zum Volksdeutschum“ als ein rechter Geßlerhut auf die Stange gesteckt worden war. Wer sich weiter zur „letzeburgischen Sprache“ oder gar zur „luxemburgischen Nationalität“ bekannte, bekam es mit dem Heimtückegesetz zu tun. Daran zerbrachen auch die nicht wenigen Deutschgesinnten. In einer Probebefragung in einigen sorgfältig ausgewählten, vermeintlich gut deutsch gesinnten Kreisen bekannten sich trotzdem über neunzig Prozent als „Luxemburger“ und nicht als „Volksdeutsche“. Und als später gar die Wehrpflicht für die Volksdeutschen angeordnet wurde, erlebte das Dritte Reich hier in diesem kleinen Luxemburg seinen ersten und einzigen Generalstreik. Unsinnige Repressalien waren die Folge. Zwölf Prozent der Gesamtbevölkerung wurden als Zwangssoldaten, Lagerhäftlinge oder dienstverpflichtete Arbeiter aus dem Lande gebracht. Siebentausend kehrten nicht mehr zurück — ein schwerer Blutzoll für ein Völkchen von kaum 300 000 Köpfen.

Man muß sich dieser bösen Dinge erinnern, wenn man heute in Luxemburg überall auf den dick aufgetragenen französischen Kulturfirnis stößt. Dieser Firnis sollte ursprünglich wie das Baumpech wirken, mit dem der Gärtner die Narben losgerissener Äste bestreicht, um Fäulnis zu verhindern. Heute befürchtet kein ernsthafter Mensch in Luxemburg mehr, daß sich der Versuch einer kulturellen Zwangseingemeindung in das Deutschum noch einmal wiederholen könnte. Der französische Schutzfirnis aber ist geblieben. Jetzt droht — so will es uns scheinen — eine ganz andere Gefahr: daß dieser Firnis auf die Dauer eine dünne Bildungsschicht vom einfachen Volke isoliert. Das ist eine mögliche Nebenwirkung eines doppelsprachigen Schulsystems, das an und für sich zu den interessantesten Experimenten in Europa zu zählen ist.

In allen Schulen Luxemburgs wird gleichzeitig deutsch und französisch unterrichtet. In den sechsklassigen Volksschulen überwiegt das Deutsche, in der sechs- oder siebenklassigen Oberstufe aber das Französische. In der ersten Volksschulklasse redet der Lehrer die Kleinen zunächst noch letzeburgisch an. Der Übergang vom Dialekt zum Hochdeutschen vollzieht sich fließend — wie bei uns in Oberbayern oder Niedersachsen auch —, ohne daß die Kinder das Gefühl bekommen, eine „Fremdsprache“ zu lernen. Vom zweiten Volksschuljahr an beginnt schon das Französische. Es wird — ebenso wie das Deutsche — in einer modernen, „phonetischen“ Methode gelehrt, ohne viel Grammatik und Syntax. Acht Wochenstunden bleiben dem Französischen die ganze Volksschulzeit über eingeräumt, während der eigentliche Deutschunterricht von sieben in der untersten bis auf vier in der obersten Volksschulklasse zurückgeht. Rechnen, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte werden aber in der Volksschule in der Regel nur deutsch unterrichtet.

Bildungssprache Französisch

Wie wirkt sich eine solche doppelsprachige Belastung auf das Lehrziel aus? Eine als offiziös anzusehende pädagogische Schrift sagt darüber: „Nach der Volksschule können die Kinder beide Sprachen nur unvollständig.“ Genauer gesagt: diejenigen Luxemburger, die nur die Volksschule besuchten — und das ist die ganz überwiegende Mehrzahl, da hier eine Zwischenstufe fehlt —, plaudern ein ganz flüssiges Alltagsfranzösisch, sie vermögen auch einfache französische Texte zu lesen; rechnen aber können sie meist nur deutsch, und das Deutsche beherrschen sie auch in der Rechtschreibung besser. An einen französischen Gesetzestext oder gar an eine komplizierte Verordnung können sie sich kaum heranwagen. Alle Gesetze und Verordnungen, Gerichtsurteile, amtliche Vordrucke aber erscheinen ausschließlich französisch. Folglich bleibt der Arbeiter, der Bauer und der kleine Handwerker im öffentlichen Bereich ganz auf die Hilfe eines „Gebildeten“ angewiesen.

Bis jetzt nahmen die Arbeiter die Alleinherrschaft des Französischen im Amte als eine Art patriotischer Pflicht hin. Auf die Dauer wird das aber kaum mehr möglich sein.

Die „Gebildeten“ haben in Luxemburg durch eine harte Schule zu gehen. Ob sie nun das humanistische Gymnasium, das moderne Gymnasium, einen Typus ähnlich unserem Realgymnasium oder ein Mädchenlyzeum besuchen, sie haben neben dem Deutschen und Französischen als Unterrichtssprachen noch mindestens Englisch oder Latein, und im humanistischen Zweig noch dazu Griechisch zu lernen. Wollen sie eine Hochschule im Auslande besuchen (es gibt keine luxemburgische), dann müssen sie vorher noch einen einjährigen Vorbereitungskursus durchmachen, und ihre im Auslande erworbenen akademischen Grade bekommen nur nach einer luxemburgischen Staatsprüfung Gültigkeit.

In der Oberstufe steht das Französische oben und nimmt mit aufsteigenden Klassen einen immer breiteren Raum ein, so zwar, daß die Primaner des humanistischen Gymnasiums in 29 Wochenstunden französisch und nur noch in drei Wochenstunden deutsch unterrichtet werden.

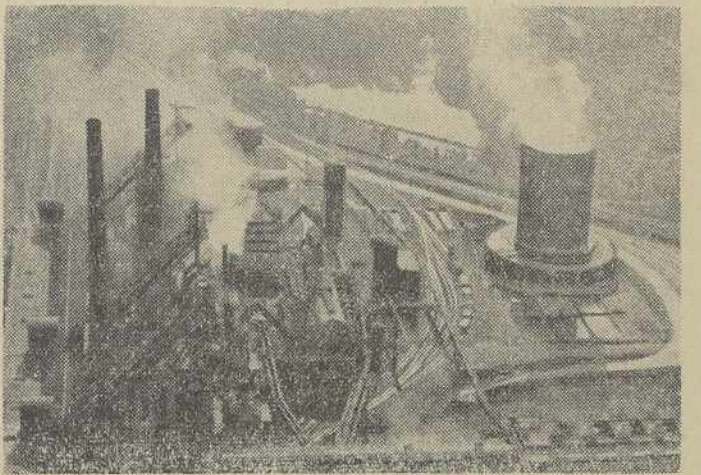
Das Ergebnis? Die schon oben zitierte offiziöse Kritik spricht es unumwunden aus: „Die geistige Reife vollzieht sich



Die Altstadt bewahrt ihr altfränkisches Gesicht

bei uns langsamer. Man hat behauptet, daß die Schüler ihre Seele verlieren; das ist übertrieben. Aber man muß einräumen, daß der doppelsprachige Unterricht ohne eigentliche Muttersprache eine gewisse Unfruchtbarkeit im Schöpferischen zur Folge hat. Doch dieses Sprachsystem ist für uns eine unerläßliche Notwendigkeit, wenn wir uns zwischen den mächtigen Nachbarn als Eigene erhalten wollen.“

Das Eigene erhalten — das ist für Luxemburg weniger ein kleinstaatlicher Patriotismus als ein hartes geschichtliches Schicksal. Luxemburgs Geschichte — versuchen wir es erst nicht, sie hier kurz niederzuschreiben: es ist einfach die Ge-



Mit Eisen und Stahl an Europa gebunden

sichte Europas. Denn es gab seit dem Mittelalter kaum einen Krieg, in dem Luxemburg nicht seine Rolle zu spielen gehabt hätte, meist freilich die des opfernden und zahlenden Prügelknaben. Schon die Natur schien diesen Fleck Erde zur Festung bestimmt zu haben. Zwei tief eingeschnittene Flußtäler, das der Alzette und das der Peruss, legten einen steilen Felsenkegel bloß, den „Bock“. Er zog zuerst römische Kastellarchitekten an, dann den legendären Ahnherrn des luxemburgischen Grafengeschlechtes, Siegfried, einen Nachkommen Karls des Großen, dessen Weib die schöne Brunnennixe Melusine war. (Sie harrt heute noch, wie eine schöne Sage weiß, in der Tiefe des Schloßbrunnens auf ihren Erlöser; sie näht ihr Totenhemd aus feinem Linnen, tut alle sieben Jahre einen Nadelstich, und wenn das Hemd fertig wird, bevor der Erlöser sie befreit, dann wird ein furchtbarer Donnerschlag die Erde spalten und Luxemburg mit Schloß und Festung wird in der Tiefe versinken. Seltsam: eine ähnlich düstere Untergangsprophezeiung erzählt man sich seit Jahrhunderten auch in Prag, der anderen Residenz des Geschlechtes der Luxemburger, dessen vier Kaiser die Dornenkrone eines von drohender Mystik überschatteten Lebens trugen.) Als mit dem blinden Johann das Geschlecht der Luxemburger ausstarb, setzten sich in jedem Jahrhundert zwei- oder dreimal fremde Herren in Luxemburg fest: Burgunder, Spanier, Franzosen, Österreicher, Preußen.

Jeder Wechsel bedeutete Krieg, Zerstörung, Plünderung, und jeder Zwischenfriede Festungsbau, Unterhalt für starke Garnisonen und nur wenig Reichtum. Die seit dem Wiener Kongreß hier herrschende Nebenlinie des Hauses Oranien-Nassau hat es dann verstanden, dem Lande wieder einen festen dynastisch-patriotischen Halt zu geben. Aber nach dem Ersten Weltkrieg bemühte sich Marschall Foch nach Kräften, den bis dahin deutschgesinnten Hof durch eine französisch-republikanische Welle hinwegspülen zu lassen. England verhinderte dies, Großherzogin Charlotte, Gemahlin des Bourbonenprinzen Felix, unterwarf ihre Thronfolge 1919 einer Volksabstimmung: es wurde ein Wahlsieg von achtzig Prozent. Sie ist wohl die einzige und erste Monarchin, die ihre Berufung aus einem Plebiszit herleiten kann. Zwischen Hof und Volk herrscht seither in Luxemburg ein fast familiäres Einverständnis. Der Geburtstag der Großherzogin am 23. Januar ist ein großes Volksfest, bei dem auch in offiziellen Ansprachen das Letzeburgische zu Ehren kommt. Im vorigen Jahr schloß die Geburtstagsrede des Staatsministers so:

Dofir och erlâben ech mer, an deser Stonn un e fro'uen Evénement zu erônnieren, dën demnächst onser Grande-Duchesse, Hirer Familien an onsem Land bevirstët. Dât ass de Mariage vun onsem Prônz Jang mat der Prinzessin Joséphine-Charlotte vu Belgien. Doriwer frëen mir ons all zesumme mat onser Grande-Duchesse.

Ein Herold Europas

Eine zweite Kraft erhob sich in diesem kleinen Luxemburg zwischen den beiden Weltkriegen, die diesem Kleinstaat ein neues Eigengewicht gab: die Idee der deutsch-französischen Verständigung, die europäische Idee. Es ist kein Zufall, daß heute die Hohe Behörde der Montanunion in Luxemburg ihren Sitz hat, so wie es auch kein Zufall ist, daß Robert Schuman, der Wegbereiter der Montanunion, in Luxemburg geboren ist und hier das Gymnasium, das berühmte „Athenäum“ besucht hat. Denn Luxemburg war auch schon der geistige Ausgangspunkt und der administrative Knotenpunkt des Internationalen Stahlkartells, zu dem sich 1926 die Schwerindustrien Deutschlands, Frankreichs, Luxemburgs und Belgiens zusammenfanden, und dem später auch die der Tschechoslowakei, Österreichs und Ungarns beitraten. Diese zwischenstaatliche Gruppierung war im Grunde das Werk eines einzigen Mannes, des Luxemburger Ingenieurs Emil Mayrisch, des „großen Mayrisch“, wie man ihn heute in Luxemburg nennt.

Als Generaldirektor des größten Stahlwerks dieses kleinsten Montanstaates erkannte er es begreiflicherweise sehr früh, wohin der über den Versailler Friedensschluß hinauswirkende Wirtschaftskrieg zwischen Frankreich und Deutschland führen müsse: zum Ruin Europas, vorher aber schon zum Ruin Luxemburgs. Die nach Versailles aufgelöste Zollunion Luxemburgs mit Deutschland konnte durch die Zollunion mit Belgien nicht ersetzt werden. Die bedeutende Schwerindustrie des Landes drohte an den engen Grenzen zu ersticken. Mayrisch begann damit, die zerrissenen Wirtschaftsfäden zwischen Frankreich und Deutschland wieder zu verknüpfen. Aber er drang auch tief in geistige Tiefenschichten des europäischen Zerwürfnisses vor, baute sein Schloß Colpach zu einem Treffpunkt deutscher und französischer Dichter und Wissenschaftler aus und rief schließlich 1928 das deutsch-französische Studienkomitee ins Leben, das bis 1933 viel zur Einebnung der Klüfte beitrug.

Die Luxemburger fühlen sich darum heute nicht bloß als gute, sondern sozusagen als „gelernte“ Europäer. Prügelknaben der europäischen Entzweiung waren sie seit vielen Jahrhunderten. Nun wünschen sie sich für ihr Land nichts sehnlicher als einen echten europäischen Frieden. Können wir Deutsche ihnen und uns selber etwas Besseres wünschen?

Hermann Hönig